

Jürgen Oelkers

Schulkritik und die Zukunft der Schule *)

1. Ein Votum aus der Schweiz

Wer heute aus der Schweiz kommt und in Deutschland einen Vortrag hält, in dem das Wort „Zukunft“ vorkommt, kann sich leicht ins Abseits stellen. Ich bin trotzdem da und habe auch keine Ausladung befürchtet. Aber haben nicht die Schweizer gerade die falschen Weichen für die Zukunft gestellt und dies auf dem Wege der direkten Demokratie? Zum Glück muss ich heute nicht über den Sinn und Zweck von Volksabstimmungen sprechen, die irgendwie das falsche Ergebnis zeitigen, also auch nicht darüber, dass es keine direkte Demokratie ohne das Risiko des Ausgangs geben kann. Mein Thema lautet nur: „Die Zukunft der Schule“, dazu brauche ich keinen Bezug auf Christoph Blocher.

Über dieses Thema habe ich in der Schweiz noch nie gesprochen, weil sich niemand eine Zukunft ohne Schule vorstellen kann. Blochers Frau Silvia war Primarlehrerin und hat hin und wieder die „Kuschelpädagogik“ in der Schweizer Volksschule beklagt, ohne den Eindruck zu erwecken, man sollte die Lehrer ausschaffen. Aber schauen die Schweizer einfach nicht richtig hin? Sehen sie nicht den Wandel, der so augenfällig ist, dass eigentlich jeder auf das Höchste alarmiert sein müsste? Vor gut einem Monat erhielt den Brief eines Schweizer Sekundarlehrers, in dem es heisst:

„Es ist ... nicht die rückständige Meinung eines alten Lehrers, sondern eine alarmierenden Tatsache: Noch nie musste ich so viele unselbständige, verwöhnte, träge, unzuverlässige, unsorgfältige, egomanische Schüler mit so schlecht entwickelter Empathie, so wenig Durchhaltevermögen und so mangelhaften Grundkenntnissen ins Leben entlassen wie dieses Mal“.

Dem Brief lag ein Buch bei. Der Lehrer schreibt weiter, er Sorge sich „um unsere Schule und damit um die Zukunft unserer Gesellschaft“. Wie das Buch zeige, sei er nicht der Einzige. „Der Autor nennt die Probleme beim Namen, erklärt aber auch, woher sie kommen und wie sie zu lösen wären. Als praktizierender Lehrer könnte ich jeden einzelnen Satz unterschreiben!“

Der Lehrer bezieht sich auf den Jugendpsychiater und Bestsellerautor Michael Winterhoff, der im vergangenen Jahr unter dem Titel *SOS Kinderseele* beschrieben hat, was aus seiner Sicht „die emotionale und soziale Entwicklung unserer Kinder gefährdet - und was wir dagegen tun können“ (Winterhoff 2013). Winterhoff vertritt in allen Büchern ein- und dieselbe These und konstatiert auch in seinem letzten Buch die eine grundlegende Krise, nämlich die der „emotionalen und sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen“. In seiner Praxis als Psychiater könne er beobachten, was die Ursache „hinter den Auffälligkeiten

*) Vortrag im Konferenzzentrum der Hanns-Seidel-Stiftung am 19. Februar 2014.

der meisten Kinder“ sei, nämlich eine nicht dem Alter entsprechende Entwicklung ihrer Psyche. „Sie sind auf der Stufe von Kleinkindern stehen geblieben“ (ebd., S. 13/14).

„Das Leben von Heranwachsenden ... ist nur noch auf den Moment ausgerichtet, es geht ihnen um sofortige Lustbefriedigung. Ein vorausschauendes Denken, das etwa auch die Fähigkeit zur Zurückstellung von Bedürfnissen beinhaltet, ist ihnen nicht möglich“ (ebd., S. 15).

Langfristig, so Winterhoff, drohe „ein Phänomen wie das der japanischen Hikikomori - Jugendliche, die quasi nur noch auf ihrem Zimmer leben und so lange ‚glücklich‘ sind, wie dort ein Fernseher steht, die Internetverbindung funktioniert und der Kühlschrank gefüllt ist“ (ebd., S. 16). Schuld daran sind vor allem falsche Erziehungskonzepte, die vom Kindergarten an „offene“ oder selbstorganisierte Formen des Lernens favorisieren und damit die Kinder überfordern (ebd., S. 113ff.). Die Folgen werden so gefasst: Die Kinder und Jugendlichen „können sich nicht auf das Gegenüber, ob nun Lehrer oder Eltern, einstellen, sondern versuchen entsprechend ihrem frühkindlichen Weltbild den Erwachsenen auf sich einzustellen“ (ebd., S. 123). Sie werden, anders gesagt, zu Tyrannen.

Man erfährt nicht, bei wie vielen Kindern das der Fall sein soll. Winterhoff greift pädagogische Ideologien an und kritisiert die linke Bildungspolitik (ebd., S. 184ff.), aber er sagt nicht, was seinen Befund, ausgenommen die Fälle, die er seiner Praxis behandelt hat, empirisch fundieren soll. Es soll einfach „immer mehr“ zu einem „Sich-Selbst-Überlassen“ des Kindes kommen (ebd., S. 188). Eltern und Lehrer sind „zunehmend“ überfordert (ebd., S. 189) und Abhilfe ist dringend geboten. „Wir, die Erwachsenen, sind gefordert, jeder Einzelne. Wir alle müssen hier und heute anfangen, im Kleinen Veränderungen herbeizuführen“ (ebd., S. 190).

„Zunehmend“ ist ein verdächtiges Wort, es soll den Trend des Verhängnisses beschreiben und stellt doch nur die Generalisierung von Einzelfällen dar. Aber darauf kann kein Alarmist achten, er braucht das „immer mehr“, anders würde man keine Bedrohung erkennen, die dringlich zur Umkehr auffordert. Auch muss Abhilfe nahegelegt werden, praktischerweise durch den Experten selbst. Hilfe ist möglich, hat aber eine Bedingung, man muss zu Winterhoff in die Therapie gehen: „Ich erlebe es in Beratungsgesprächen in meiner Praxis immer wieder, dass scheinbar hoffnungslos aus der Spur geratene Kinder in wenigen Beratungsgesprächen innerhalb von ein bis zwei Jahren mit den Eltern komplett nachreifen“ (ebd., S. 190/191). Es ist ganz einfach:

Diese Kinder kommen „nach der Korrektur der Beziehungsebene“ durch die „fachliche Anleitung der Eltern auf den Entwicklungsstand ihres Alters und können wieder ein alle Beteiligten zufriedenstellendes Leben führen, sowohl in der Familie als auch in der Schule“ (ebd., S. 191).

Ich weiss nicht, was mein Schweizer Lehrer zu dieser Lösung sagt. Vermutlich hätte er den Gewinn des Psychiaters vor Augen, wenn alle betroffenen Eltern an Beratungsgesprächen teilnehmen müssten. Und er wüsste natürlich, dass die zahllosen Therapieangebote, die heute Schweizer Schulen umgeben und die viel Geld kosten, nur höchst begrenzte Wirkungen haben. Aber stimmt nicht das Bild der zunehmend überforderten und immer tyrannischeren Kinder? Und kann man nicht das infantile Verhalten jeden Tag beobachten, wenn man mit ansehen muss, wie das Smartphone zur wichtigsten Beziehung unserer Kinder geworden ist?

Tatsächlich verändern die neuen Medien unsere Erfahrungswelt und zu Recht wird nach den Folgen gefragt, die das Vordringen der Medien in allen Bildungsräumen und so auch in den Schulen mit sich bringt. Hier geht es wirklich um Zukunft. Aber wie will man über die Zukunft nachdenken, wenn die Gegenwart wie bei Winterhoff so dramatisch schlecht gemacht wird? Es scheint nur noch verunsicherte Lehrer und Eltern zu geben, stets schlechter werdende Schulen und Überforderungen auf allen Seiten, die man aber gar nicht sieht, wenn man nicht bereits „infantile Kinder“ vor Augen hat. Damit könnte man es bewenden lassen, das Vorurteil lenkt den Blick und Schwarzseher haben Konjunktur. Wenn an dem Thema meines Vortrages nicht mehr dran ist, habe ich zu viel versprochen und könnte eigentlich gehen.

2. Die Gattung „Schulkritik“

Aber wie geht man damit um, wenn in der Öffentlichkeit immer wieder der Zustand der Schule kritisiert und die Struktur des Bildungswesens so angegriffen werden, dass der Eindruck entstehen muss, nur ein radikaler Neubeginn könne Abhilfe verschaffen, von dem jeder weiss, dass er nicht kommen wird? Und was ist das für eine Diskussion, in der so getan wird, als sei unmittelbar eine „Bildungsrevolution“ angesagt, die den Charme hat, dass niemand weiss, wie sie aussehen wird oder wann sie vollendet ist. Man hat denn auch eher den Eindruck, sie wird von ihren Propheten als eine Art Verhängnis oder noch besser als Entscheidungsschlacht der „neuen“ und der „alten“ Bildung erwartet, als Armageddon der Schule sozusagen.

Das Schöne bei diesen dramatischen Bildern ist, dass man sich auf wohlige Weise gruseln kann, denn der Alltag geht ja weiter und die bange Frage ist nicht, für wie lange noch, weil auch eine schöne neue Welt der Bildung nur aus Alltag bestehen kann. Doch zunächst zu Armageddon: In der Offenbarung des Johannes - das ist mein Lieblingsstück im Neuen Testament - ist das der Ort der irdischen Entscheidungsschlacht.¹ Steht uns in der Bildung eine solche Schlacht bevor? Und macht sie am Ende die Schule in ihrer bisherigen Form überflüssig? Diese Erwartung scheint verbreitet zu sein, wenn man die zunehmende Schulkritik betrachtet, die stark darauf setzt, mit den neuen Medien endlich die alte Schule loszuwerden.

Auf merkwürdige Weise schaffen es Sachbücher mit pädagogischen Themen immer wieder in die Bestsellerlisten des deutschsprachigen Buchmarktes. Blickt man auf die Listen der letzten Jahre und hört deren Echos in den Talkshows, dann erhält man den Eindruck, dass sich die Schulkritik sogar noch radikalisiert hat. In der öffentlichen Diskussion scheinen Schulen eigentlich nur aus Defiziten zu bestehen, wie zumindest in Deutschland über Erziehung und Bildung so negativ gesprochen wird, dass man einzig Katastrophen vor Augen haben kann.

- Es fehlt an Disziplin, die daher „gelobt“ werden muss (Bueb 2006),
- Kinder werden auf sich gestellt in der Konsumgesellschaft zu „kleinen Tyrannen“ (Pleux 2002; Winterhoff 2008),
- zu viel und zu früher Medienkonsum führt zu „digitaler Demenz“ (Spitzer 2012)

¹ „Harmagedon“ (Offb 16, 16).

- alle Kinder sind hochbegabt, nur die Schule merkt das nicht (Hüther/Hauser 2012),
- schon deswegen sollte man sie als konkrete Utopie und vor dem Hintergrund der Bildungsrevolution komplett neu denken (Precht 2013).

Es sind, wie man sieht, fast alle Stichworte aus deutschen Kontexten. Die Stichworte verweisen auf Buchtitel mit enormen Verkaufszahlen, die zunächst nur die deutsche Neigung zur Erwartung einer Katastrophe spiegeln, die dann doch nicht eintritt. Gelassenheit scheint keine nationale Tugend zu sein oder nur eine auf der anderen Seite des Bodensees.

Doch im Kern handelt es sich nicht einfach um eine merkwürdige Kollektivpsychose, die von Friedrichshafen aus allmählich an Dynamik gewinnt. Eher sind es Reflexe, die jederzeit und überall abgerufen werden können, weil ja die ganze Welt verschult ist und es so überall Anlass gibt für Unzufriedenheit. Der österreichische Regisseur Erwin Wagenhofer zeichnet in seinem neuen Film *Alphabet* (2013) das Bild einer globalisierten Paukanstalt, die Kinder für die Weltwirtschaft zurechtet und ihnen das Beste nimmt, was sie haben, nämlich ihre Neugier und ihre Kreativität. Unterschiede werden nicht gemacht, alle Kinder und alle Gesellschaften sind betroffen. Und der Ausweg ist immer derselbe, nämlich Alternativschulen und Reformpädagogik, also grosse Versprechen und Kindrhetorik.

Zwar gibt es nur in deutschen Diskursen ständig „Bildungskatastrophen“, doch scharfe Kritik und regelrechte Untergangswünsche begleiten die Schulentwicklung seit ihren Anfängen in vielen Ländern. Man kann sogar von einer eigenen Tradition sprechen, in der man sich an Schärfe in der Wortwahl überbieten muss, um gehört zu werden, während man auf der anderen Seite praktisch nichts erreicht. Man sorgt bei immer neuen Anlässen nur für Aufregung und gerade nicht für das, was Winterhoff (2013, S. 191) als „Schulrevolution“ bezeichnet und damit enden lässt, dass Lehrer „Entwicklungshelfer“ für die Kinder werden sollen (ebd., S. 196).

Man fragt sich, was sie dann im Schuljahr genau machen und wofür sie bezahlt werden sollen. Aber Ökonomie darf keine Rolle spielen und Lehrer sollen ohne Beurteilung ihrer Qualität primär „Bezugspersonen“ werden (ebd., S. 133). Der Anstoss der Kritik ist seit ihren Anfängen immer die institutionelle Form der Schule, die nicht einfach nur Beziehungsarbeit abverlangt, sondern Leistungsziele verfolgt und darüber Rechenschaft abgeben muss. Die Schulkritik stellt stereotyp genau das in Frage, wie einige Beispiele aus der Geschichte des Problems zeigen können (Nachweise zum Folgenden in: Oelkers 2000, S. 66-84).

Der englische Schriftsteller und frühere Lehrer D.H. Lawrence stellte 1922 das „school-wise learning“ - das Lernen für die Schule - radikal in Frage, weil es den Kopf schädigt und das Herz verkümmern lässt. Sein Schriftstellerkollege George Bernard Shaw hatte ein Jahr zuvor festgehalten, dass Schulerziehung eine im Kern hoffnungslose Angelegenheit sei, bei der unfähige Lehrer den Kindern mit untauglichen Mitteln die falsche Moral beizubringen versuchen. Und 1930 gab es eine deutsche Streitschrift mit dem Titel: „Die Schule - ein Frevel an der Jugend“. Der Titel war gemeint als Artikulation von Empörung und Aufruf zur Umkehr.

Gustav Grossmann, der heute gerade wiederentdeckte Pionier der Rationalisierung der Lebensführung, wiederholte 1927 den Satz von Seneca, wonach die Schüler lediglich angehalten werden, für die Schule zu lernen, was ebenso überflüssig wie gefährlich sei, weil

in der Praxis ganz andere Faktoren als das Schulwissen den Erfolg im Leben bestimmen würden. Grossmann prägte den Slogan:

- Ein klarer Kopf ist ein von unnötigem Wissensballast vollständig befreiter Kopf,
- der Schulbesuch sei daher nur eine hemmende Form von Aufbewahrung und am besten lernen ohnehin Autodidakten.²
- Schulen dagegen verraten nur Kennzeichen stupider Lernarbeit.

Ungefähr dasselbe sagt der deutsche Philosoph David Richard Precht rund 90 Jahre später und vor einigen Wochen auch in Zürich.³ Die Bezüge der Kritik sind beliebig und das Ergebnis ist vorhersehbar, nämlich Stärkung der Beharrungskräfte der Schule und erkennbar keine Problemlösung, wie noch ein anderes Beispiel zeigt.

Der amerikanische Journalist und Politikberater Lewis J. Perelman veröffentlichte 1992 eine Streitschrift, die den Titel trug *School's out: Hyperlearning, the New Technology, and the End of Education*. Vor zwanzig Jahren erregte das Buch in den Vereinigten Staaten grosses Aufsehen, war ein Ereignis in den alten Medien und trug dem Verfasser eine Unmenge an Vorträgen ein. Das scheint der Haupteffekt eines solchen Hypes zu sein. Die Nachfrage und das Interesse an das Ende der Bildung in ihrer gewohnten Form hielten etwa fünf Jahre an. Die amerikanische Schule gibt es heute immer noch, die Prognose war also falsch und das wäre erwartbar gewesen. Trotzdem konnte sie Aufregung erzielen.

Man sollte deutlich trennen zwischen dem, was die organisierte Bildung leistet und dem, was die Kritik der Intellektuellen fordert. Oft verwendet die Kritik Massstäbe, denen die Schule mit Sicherheit *nicht* folgt, und oft ist gerade die emphatische Kernidee der „Bildung“ an der Schule vorbei gedacht. Wenn Schüler von der Fron schulischen Lernens befreit werden sollen, dann immer in Namen einer besseren Idee der Bildung, die gleichsam hinter der Realität gesucht wird und dann aber daran nichts wirklich ändern kann.

- Schulen sind Grosssysteme, die aus eigenen Prämissen heraus lernen und keineswegs auf den Anstoss der Kritik warten
- und dies umso weniger, wenn die Kritik zu konkreten Problemen gar nichts zu sagen hat.
- Sie ist *nur* radikal, und das ist im Blick auf träge Systeme wie das der Schule zu wenig.
- Andererseits ist hat diese Kritik wiederum ihre Geschichte.

Das Ende der Schule ist schon mehrfach in der Geschichte des Bildungsdiskurses proklamiert worden, zumeist unterstützt mit dem Argument, dass Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stünden oder dass die zeitgenössischen neuen Medien sie überflüssig machen würden. Aber eher traf das Gegenteil ein. Man denke nur an die Sprachlabore der sechziger Jahre, die teuer waren, mit hohem Weiterbildungsaufwand implementiert wurden und schnell verstaubten (Bosche/Geiss 2011). Angesichts solcher Beispiele sollte man eigentlich vorsichtig sein mit radikalen Thesen, aber die erfreuten sich immer schon grosser Beliebtheit.

² So auch in bildungshistorischer Sicht: Bosse (2012).

³ NZZ Nr. 254 vom 1. November 2013, S. 16.

Bekannt ist etwa das Programm des österreichischen Sozialrevolutionärs Ivan Illich, der 1971 den Slogan *Deschooling Society* prägte, seinerzeit noch Lichtjahre entfernt von der Internetrevolution. Die Idee, dass die Schule nichts sei als „ein Frevel an der Jugend“ stammte von dem Anarchisten und Wirtschaftsfunktionär Walther Borgius. Und schon der Philosoph und Gymnasiallehrer Max Stirner hielt 1842 jede Form von Verschulung für einen durch nichts zu begründenden Eingriff in die Freiheit des Einzelnen. Zeitgleich opponierte aus gegenteiligen Gründen die katholische Kirche ebenfalls gegen die staatliche Schulpflicht. Wir sind in Bayern: 1865 erschien in Landshut die Streitschrift *Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei* (Lukas 1865).⁴

Heute kommen erneut Stimmen auf, die das Ende der gesellschaftlichen Institution Schule vorhersagen und Ideen vertreten, wie sie bereits in der Reformation diskutiert wurden, nämlich dass mit Hilfe des Internet jeder jeden unterrichten könne und somit ein professioneller Stand von Pädagogen überflüssig sei, so der amerikanische Informatiker und Kulturkritiker David Gelernter in verschiedenen Aufsätzen und am 8. Februar 2012 auch in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die Idee stammt aus Genf - Jean Calvin hielt fest, dass jeder Gläubige jeden anderen unterrichten könne, also Kirchenlehrer nicht benötigt würden, aber: das Laienpriestertum hat immer nur die Amtskirche gestärkt.

Die radikale Schulkritik ist eine Art Verdammnis, mit der die Lehrer zur Hölle fahren sollen. Vielleicht sind die staatlich angestellten Lehrkräfte auch deswegen so sensibel, denn in der Konsequenz der radikalen Kritik würde ihr Berufsfeld verschwinden. Schon die Reaktion auf die Thesen von Ivan Illich waren Empörung und blankes Entsetzen, nicht etwa Gelassenheit, weil ja nur Worte gewechselt und Thesen ausgetauscht wurden. Doch die Lehrerschaft reagiert auf Kritik leicht mit dem, was der Wiener Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1974, S. 125) das „beleidigte Pädagogengemüt“ nannte: Man gibt sein Bestes, aber niemand will es.

3. Eltern und Schule

In demoskopischen Umfragen teilen viele Eltern die Schlagworte der Schulkritik, also beklagen die bloße Schulförmigkeit des Lernens und wünschen sich für ihre Kinder mehr praktische oder musische Tätigkeiten, sie kritisieren auch die Lebensferne des Unterrichts, das „Turboabitur“, die Vielzahl der Fächer und besonders intensiv jenen Leerlauf des Tages, der „Stundenausfall“ genannt wird. Das ist verwunderlich, weil viel wichtiger wäre zu fragen, was passiert, wenn Unterricht stattfindet. Aber der Fokus des Ärgers ist der Ausfall und der Ärger erklärt, warum schwache Bücher zu Bestsellern werden und wieso auch ganz radikale oder ziemlich aussichtslose Themen Anklang finden. Man stimmt der Kritik zu, aber nur auf eine sehr abstrakte Weise, die wenig mit dem eigenen Lebens zu tun hat.

Fragt man nämlich die gleichen Eltern nach den konkreten Erfahrungen mit der Schule, in die ihre Kinder gehen, dann entsteht zumeist ein ganz anderes Bild:

- Den Lehrkräften wird hohe Professionalität bescheinigt,
- im Unterricht werden sichtbare Fortschritte erzielt,

⁴ Der Verfasser Josef Lukas (1835-1917) stammte aus einer katholischen Bauernfamilie und war seit 1854 als Lehrer in Graz tätig. Lukas leitete später die dortige Lehrerbildungsanstalt und war Bezirksschulinspektor.

- die Entscheidungen bei den Übergängen gelten überwiegend als fair und transparent,
- Konflikte finden Bearbeitung
- und Anliegen der Eltern werden beachtet.

Die Volksschule in der Schweiz gilt als bewährt und verlässlich, sie kann sich weiterentwickeln und niemand will sie ernsthaft abschaffen oder auch nur finnlandisieren. Das unterscheidet Eltern von Schulkritikern, die auch kennzeichnet, dass sie nie einen demokratischen Entscheid über ihre Forderungen vor Augen haben. Das Volk kann leicht „falsch“ entscheiden, nämlich gegen die Propheten stimmen, ohne dass Christoph Blocher mich jetzt widerlegen würde.

Der Grund für die hohe Akzeptanz der Volksschule in der Schweiz ist evident und lässt sich verallgemeinern: Ohne öffentliches, staatlich finanziertes Schulwesen hätte die heutige Bildungsqualität nicht aufgebaut werden können, wäre es unmöglich, Basisfertigkeiten über Generationen konstant zu halten und könnte keine ungefähre Gleichverteilung des Angebots erreicht werden. Das setzt und setzt ein Kalkül des Nutzens voraus, keine Gesellschaft könnte sich auf Bildung einlassen, wenn sie nichts davon hätte. Von neuen Medien in der Schule sprechen wir, weil sich damit eine Verbesserung der Lernqualität und so höherer Nutzen zu verbinden scheint.

Unterhalb dieser Ebene gibt es aber auch Konfliktpotential und Mängelklagen. Lehrerinnen und Lehrer beschwerten sich oft über etwas, was die nachlassende Erziehungsbereitschaft der Eltern genannt und leicht wie eine Art Seuche kommuniziert wird. Eine Mengenangabe fehlt auch hier, wie viele und welche Eltern davon infiziert sind, wird nicht gesagt, auch nicht, was genau „Erziehungsbereitschaft“ heissen soll und welche Erwartungen der Schule sich damit verbinden. Der Vorwurf bleibt im Ungefähren und wirkt trotzdem, weil den Eltern schnell ein schlechtes Gewissen gemacht werden kann.

Umgekehrt gilt das nicht. Wenn man den Spiess umdreht und den Lehrern vorhält, sie würden von den Eltern lediglich die Erziehung *schulförmiger* Kinder erwarten und es sich damit sehr einfach machen, wird man kaum sehr viel erreichen. Zudem: Wo sollte man das sagen? Kein Elternabend erlaubt so etwas, es gibt kaum runde Tische und die Lehrer bilden eine sehr sensible Profession. Aber jede Schule ist gut beraten, die Anliegen der Eltern ernst zu nehmen und nicht mit einer pauschalen Abwertung zu reagieren, wenn Probleme gelöst werden müssen.

Auch in der medialen Öffentlichkeit sind die Eltern in den Verdacht geraten, es mit ihrer Erziehungsverantwortung nicht mehr so genau zu nehmen und so für die Schulen eher eine Belastung als eine Bereicherung darzustellen. Meistens stehen dahinter Einzelfälle, die sehr schnell generalisiert werden und dann auch ebenso schnell den Mediendiskurs bestimmen. Der Verdacht unterstellt ebenfalls abnehmende Erziehungsbereitschaft und so Bequemlichkeit und fehlende Verantwortung, also pädagogischen Horror, bei dem wiederum nicht gesagt werden muss, wie oft er vorkommt. Auch hier kann nicht schwarz genug gemalt werden.

Doch Schätzungen gehen davon aus, dass die viel zitierte „Erziehungsverwahrlosung“ alles andere als der Normalfall ist. Deutsche Daten zeigen das:

- Gut 85% aller deutschen Eltern sind ihrer Erziehungsaufgabe gewachsen,
- fast 90% aller Kinder und Jugendlichen fühlen sich in ihrer Familie wohl

- und ebenso viele geben an, ihre Eltern hätten genügend Zeit für sie.
- Lediglich 10% leben in Familien, die als zu konflikthaft empfunden werden (Dornes 2012, S. 237).

Die Klagen über den Niedergang der Erziehungskultur sind nicht neu, im Gegenteil begleiten sie die Schulgeschichte, während sich nicht bestreiten lässt, dass die Schulen *ohne* die Leistungen der Eltern kaum Erfolg haben könnten. Das Verhältnis wird oft als gegensätzlich und widersprüchlich hingestellt, und in der Tat sind weder die Interessen beider Seiten identisch noch die Perspektiven der Wahrnehmung und der gegenseitigen Beurteilung. Es sind tatsächlich zwei verschiedene Seiten. Anders als die Lehrpersonen bilden „Eltern“ keine homogene Gruppe, sie stehen der Schule nicht in jedem Falle nahe und stellen doch einen ihrer Erfolgsfaktoren dar. Das verlangt ein gutes Verhältnis und klare Regeln des Umgangs, also nichts Unmögliches.

Vielleicht wurde noch nie so viel über die „richtige“ oder die „falsche“ Erziehung diskutiert wie heute, was auch mit der steten Vermehrung der Medien zu tun hat. Schlagzeilen sind aber nicht immer gute Informationen, zumal dann nicht, wenn sie fast ausschliesslich negativ gefärbt sind.

- Am Ende glaubt man, dass die pädagogische Welt heute nur noch aus fettleibigen Kindern besteht,
- aus Eltern, die ihre Erziehungsverantwortung an der Schultür abgeben,
- und aus Schulen, die hinter den geschlossenen Türen chaotisch sind.

Warum man das bereitwillig zu glauben scheint, ist nicht ganz klar. Aber über Erziehung und Bildung wird oft mit Karikaturen und vor dem Hintergrund von Bedrohungen diskutiert, es bilden sich auch leicht Lager des Guten und des Bösen, die einzig richtige Pädagogik spielt eine Rolle und immer wieder werden Patentrezepte angeboten. Sie sollen die schnelle Lösung bringen, die dann meistens ausbleibt. Nur der Diskurs wiederholt sich und neue Metaphern werden erfunden. Aber welche Eltern stimmen zu, wenn man sie als „Helikoptereltern“ bezeichnet?

Gesellschaftliche Risiken des Aufwachsens bestehen, zum Teil auch hohe Risiken. Übermässiger Medienkonsum ist auch in der Schweiz festzustellen, die dabei bestehende Gefahr der Niveausenkung der Bildung lässt sich genauso wenig leugnen wie die Folgen von Fastfood, Auswüchse der Jugendgewalt oder neuartigen Schuldenfallen, in die schon Kinder geraten können. Neu sind auch Formen des Internet-Mobbing unter Schülerinnen und Schülern, die sich besonders schnell verbreitet haben. Auf diese Risiken müssen sich heutige Eltern und Lehrpersonen einstellen; Verharmlosung ist dabei keine gute Strategie, Alarmismus jedoch auch nicht.

- Auf die Risiken des Aufwachsens muss reagiert werden,
- doch gerade deswegen darf die Gefahrenvermutung nicht grösser sein als die Erfolgserwartung.
- Anders würde man das eigene Handeln beeinträchtigen und die Hände in den Schooss legen, eine Phantasie, die man als geplagter Vater oder Mutter gelegentlich hat,
- um dann doch wieder in der Realität zu landen, die „Kind“ heisst und anstrengend ist

In der Praxis findet man nie einen einheitlichen Trend, wohl aber vorschnelle Generalisierungen wie etwa die „Generation Web 2.0“, die von Journalisten erfunden wurde, um die zunehmende mediale Abhängigkeit des Lernens von Kindern und Jugendlichen zu bezeichnen und meistens auch zu dramatisieren.

Aber es gibt nicht „die“ Jugendlichen, ihr Verhalten lässt nicht pauschal beschreiben, wie es überhaupt nie ein zutreffendes Bild vom Ganzen der Erziehung gibt. Neuere Schweizer Studien gehen davon aus,⁵ dass es verschiedene Cluster der Mediennutzung gibt, die von weitgehender Ignoranz bis zur Suchtgefährdung reichen. Die Jugendlichen gehen mit den Medien ausserhalb der Schule pragmatisch um, die beiden hauptsächlichen Zwecke sind Kommunikation und Unterhaltung, die Nutzung selbst ist auch altersabhängig, wer mit 14 Jahren erziehungsresistent mit „Ballergames“ gespielt hat, kann mit 16 Jahren erstaunt sein, dass ihn diese Games jemals fasziniert haben. Pubertät ist kein Verhängnis, sondern eine rasante Entwicklungserfahrung.

Es gibt keinen Zeitpunkt in der Geschichte, an dem der Zustand der Erziehung *nicht* beklagt worden wäre. Insofern ist auch der pädagogische Alarmismus heutiger Medien keine Anomalie, neu sind nur die Reichweite, die schnelle Zugänglichkeit aller Informationen und die massiven Reaktionsmöglichkeiten oder das, was man „shit storm“ nennt. Wer das erlebt hat, meidet pädagogische Reizthemen, ohne etwas zu vermissen. Der Alltag in Schulen ist unspektakulär und Schulen haben sich immer gewandelt, vorsichtig und ohne die Errungenschaften aufs Spiel zu setzen.

Und bezieht man sich auf Indikatoren wie

- die rechtliche Stellung der Kinder,
- die soziale Sicherheit,
- die Verbreitung der Bildung,
- den Schulerfolg
- und nicht zuletzt das Verhältnis zu den Eltern,

dann ist der langfristige Wandel der Erziehungskulturen keiner zum Schlechteren, wie die Schulkritik annehmen muss. Sie produziert den eigenen Denkwang und kann sich nur wiederholen.

Auch Nostalgie hilft nicht weiter. Die Rede, dass früher in der Erziehung alles „besser“ war, übersichtlicher, ruhiger, stressfreier, hat die Geschichte gegen sich, abgesehen davon, dass sich dieses „früher“ beliebig verschieben lässt. Zur Bekämpfung der Nostalgie: Man muss sich nur vor Augen halten, was noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Bayern die durchschnittliche Klassengrösse war, wie real gelernt wurde und wie wenig die Eltern eingebunden waren. Im Vergleich damit sind historische Entwicklungschancen genutzt und nicht etwa versäumt worden.

Allerdings ist der Ausgang jeder Erziehung stets unsicher und das erklärt die öffentliche Sensibilität im Blick auf Risikofaktoren. Scheitern soll ausgeschlossen werden und Erziehung muss gelingen. Aber gehören deswegen die Eltern zu den Risikofaktoren? Zunächst muss man davon ausgehen, wie stark sich die Elternschaft gewandelt hat und weiter wandeln wird. Im Unterschied zu früheren Epochen der Erziehung wird über den

⁵ Die folgenden Befunde stammen aus der im Entstehen begriffenen Zürcher Dissertation von Mathias Fuchs, die 2014 vorliegen wird.

Kinderwunsch in aller Regel partnerschaftlich und bewusst entschieden. Eltern bewegen sich aber auch in anderer Hinsicht in einem veränderten Feld der Erziehung.

Die Kosten für die Kinder steigen und die Kinderzahl ist kontinuierlich gesunken (Spycher/Bauer/Baumann 1995). Die Kosten variieren mit dem Alter der Kinder und der Zahl der Geschwister. 2006 wurden in der Schweiz die Kosten für ein dreizehnjähriges Einzelkind auf 2'020 Franken pro Monat geschätzt (Bundesamt für Statistik 2006). Die Kosten pro Kind sinken mit zusätzlichen Geschwistern, die aber fast immer ausbleiben. Die Erziehung konzentriert sich auf ein oder zwei Kinder, die hohe Aufmerksamkeit erhalten und einen ebenfalls hohen Aufwand an Betreuung abverlangen.

Die in der Öffentlichkeit oft vertretene Meinung, die Erziehung schwäche sich ab oder „verschwinde“ gar, wird durch diesen Befund nicht gedeckt. Im Gegenteil wird in weniger Kinder weit mehr investiert - Geld ebenso wie Aufmerksamkeit - als noch vor zwanzig Jahren und werden grössere pädagogische Anstrengungen unternommen als je zuvor. Auch die Rollen haben sich geändert, Väter werden aktiv in die Erziehungsarbeit eingebunden und übernehmen konkrete Verantwortung. Keine pädagogische Nostalgie kann das ändern, was im Übrigen auch zeigt, wie fragwürdig die Rückkehr zur alten Erziehung ist. Es wäre die Rückkehr zur einseitigen Belastung der Mütter.

Naturgemäss denken Eltern bei dem Stichwort „Schule“ vor allem an den Erfolg ihrer Kinder. Dass Bildung ein *öffentliches* Gut ist, steht ihnen oft nicht vor Augen, so dass die Übereinstimmung der Interessen zwischen Eltern und Schule eine bestimmte Schnittmenge nicht übersteigt. Die Frage ist nur, wie gross sie ist. Auf der anderen Seite sind die Einstellungen der weitaus meisten Schweizer Eltern gegenüber der Schule überwiegend positiv, die Qualitätseinschätzung ist hoch⁶ und das spiegelt sich dann auch in den Haltungen der Schweizer Schülerinnen und Schüler im Vergleich mit Kindern und Jugendlichen aus dem Ausland (Rohlf's 2010, S. 110f.).

Allgemein gesagt: Die Schule ist als Organisation ist stärker als viele Kritiker meinen und die Untergangängste befürchten lassen. Die Schule ist eine verlässliche Institution, die neben dem Unterricht viel bietet,

- feste Zeiten für Anfang und Ende,
- einen strukturierten Lerntag,
- spezialisiertes Personal,
- verantwortliche Aufsicht,
- sozialen Umgang
- und nicht zuletzt die Abwechslung vom Konsumalltag.

Sehr wahrscheinlich ist das Verschwinden der öffentlichen Schule also nicht. Sie ist in den Städten und Gemeinden fest verankert, was auch daran abzulesen ist, dass und wie um den Erhalt jeder Schule gekämpft wird. Ein verlässlicher Indikator ist auch, wie auf Kürzungen oder Schliessungsabsichten reagiert wird, nämlich mit Unmut und Protest, was bei einer ungeliebten und überflüssigen Institution wohl kaum der Fall wäre. Jede Gemeinde weiss, dass der Erhalt der eigenen Schule einen Standortvorteil mit sich bringt.

⁶ Das zeigen Daten der Zürcher Fachstelle für Schulbeurteilung, die in verschiedenen Jahresberichten zugänglich sind (www.fsb.zh.ch)

Etwas anderes ist dagegen unübersehbar, nämlich dass sich die Schule weiter entwickeln und den Gewinn der neuen Medien für sich ausloten wird, so wie sie das bisher noch mit jeder Medienrevolution getan hat. Schulen sind evolutive Systeme, die sich nicht sprunghaft entwickeln und sich nur anpassen, wenn bessere Lösungen gefunden und nicht einfach nur immer neue Probleme erzeugt werden.

4. *Wandel durch neue Medien*

Konkret gesagt: Die Lernformen und Aufgabenstellungen in der Schule werden sich die Internetrevolution nutzbar machen, ohne dass sie staatliche Schulpflicht verschwindet oder jeder einfach mit eigenen Links lernen kann. Die Google-Brille ist für 2014 angekündigt, aber sie ersetzt nicht die öffentliche Schule und ihre Berechtigungen. Auf der anderen Seite beeinflussen soziale Medien wie Facebook direkt die Lernerwartungen und so das Verhalten, ist Apples iPod Gemeingut und wird das Internet nicht verschwinden. Das hat Folgen, aber es wird kein Armageddon geben: Nicht die Medien treiben die Schule vor sich her, sondern die Schule wird lernen müssen, mit neuen Technologien umzugehen.

Was dabei bewältigt werden muss, ist keine suizidäre Anpassungsleistung, sondern eine Abschätzung von Nutzen und Gewinn. Eine Prognose sieht so aus:

- Die Standardsituation des Unterrichts wird sich verändern.
- Das traditionelle Lehrbuch wird seinen Stellenwert verlieren,
- die Lehrpersonen werden nicht mehr einfach „ihre“ Klasse unterrichten,
- sie werden weniger Lektionen geben, die sie selbst vorbereitet haben
- und häufiger mit elektronischen Lernplattformen arbeiten, die in der Technologie bereits weit fortgeschritten sind.

Der Wandel ist in heutigen Schulen bereits deutlich sichtbar und wird sich in den nächsten Jahren massiv beschleunigen. Die Standardsituation des Unterrichts stammt aus dem 19. Jahrhundert und setzt die Lehrbuchgesellschaft voraus. Lehrbücher sind träge Medien, die sich nur langsam verändern können, weil sie viele Auflagen erleben müssen, um rentabel zu sein. Lernmedien dieser Art können mit der Entwicklung der Wissensgesellschaft sicher nicht Schritt halten. Zudem schränken sie die Lernmöglichkeiten ein und basieren auf Annahmen entweder des besten oder des durchschnittlichen Schülers.

Die Schulen der Zukunft dagegen müssen die Zugänge zum Lernen öffnen, den Habitus des Lernens ausprägen und die Schülerinnen und Schüler davor bewahren, von Lernleistungen auszugehen, die irgendwann einmal abgeschlossen sind. Heute beziehen sich die Leistungsbeurteilungen nicht auf Lernprognosen, sondern auf einzelne Aufgaben, die Leistungen werden addiert und am Ende eines Halbjahres bewertet. Das Prüfungswesen und das abschliessende Zertifikat eines Schulbesuchs hängen vor allem davon ab. Alles das wird sich ändern, die Schule als gesellschaftliche Institution wird jedoch nicht zwischen Laptop-Lernumgebungen verschwinden.

Der Wandel der schulischen Lernkultur hat Auswirkungen sowohl auf die Lernzeit als auch auf die Aufgaben und Leistungen. Die Schulen werden von Halbtags- zu Ganztagschulen, damit vergrössern sich ihr Zeitbudget und ihre Zuständigkeit, aber die bisherige Diskussion über diesen Wandel geht davon aus, dass Unterricht in der Form von

Lektionen erteilt und dann für den Tagesbetrieb sinnvoll ergänzt werden muss. Das Lernen mit dem Laptop oder dem iPad und gesteuert durch Aufgabenkulturen, die überall abrufbar sind, stellt genau diese Prämisse in Frage.

Der Wandel der Schulkultur muss sich auch beim Aufbau von Feedback-Systemen oder bei vergleichender Leistungsbewertung zeigen muss. Die Lehrkräfte müssen ihr Kerngeschäft, den Unterricht, anders begreifen als bisher, nämlich transparent nach innen wie nach aussen.

- „Transparenz“ bezieht sich nicht nur auf die Klarheit der Kriterien, etwa bei der Vergabe der Noten,
- sondern auch auf die Kommunikation mit den Schülern, den Eltern und der lokalen Öffentlichkeit.
- Die Standards, die jede Schule vertritt, müssen klar und deutlich kommuniziert werden, und das gilt für den Verhaltensbereich ebenso wie für die Leistungserwartungen.
- Und „Standards“ betreffen nicht nur die Schüler, sondern auch die professionellen Anforderungen der Lehrkräfte.

Die Internetrevolution wird in wenigen Jahren auch die Formen des Lehrens und Lernens in öffentlichen Schulen grundlegend verändern. Lernen mit Smart Boards, elektronischen Plattformen und in Laptop-Lernumgebungen sind bereits heute in nicht wenigen Schulen Praxis. Die Lehrmittel werden sich in elektronische Aufgabenkulturen verwandeln, die mit Rückmeldesystemen verbunden sind. Die Schülerinnen und Schüler lernen nach individuellem Tempo und damit auch unabhängig von einem schulisch vorgegebenen Zeittakt. Die Lernfortschritte werden dokumentiert und transparent gemacht, das gilt ebenso für die von den Schülerinnen und Schülern angefertigten Produkte.

In manchen Schweizer Sekundarschulen hat jede einzelne Klasse eine eigene Website, auf der sie ihre Leistungen und Produkte präsentieren kann, in Form von Texten, Bildern, Kommentaren und Disputen. Man liest dann als Vater oder Mutter die besten Aufsätze, kann Musterlösungen mathematischer Aufgaben studieren und erhält Einblick in den Kunstunterricht, indem die Abbildungen der Produkte ins Netz gestellt werden. Blogs geben die reflexive Arbeit wieder, die das Lernen begleitet hat. Und für die Schüler ist es sehr anregend, sichtbar zu sein und gar noch zu den Besten zugehören, vielleicht auch dort, wo es nicht für möglich gehalten wurde. Eltern können auf diese Weise auch Lernfortschritte wahrnehmen, was für sie das Kernkriterium ihrer Beurteilung der Schulqualität ist.

Der Weg zur Leistung ist ebenso transparent wie die Leistung selbst. Am Ende stünde nicht der „gläserne Schüler“, bzw. die „gläserne Schülerin“, sondern ein Glaubwürdigkeitsgewinn für die öffentliche Schule. Nur so kann man mit dynamischen Bezugsnormen arbeiten, wie sie getestete und fortlaufend weiterentwickelte Aufgabenkulturen darstellen. Berufsschulen spielen hier bereits heute die Vorreiterrolle, weil sie produktorientiert vorgehen und sich an den Betrieben orientieren müssen.

Die neuen Technologien des Lernens werden auch die allgemeinbildenden Schulen antreiben, sich in diese Richtung zu entwickeln. Entgegen also der Kritik, das Internet löst die Schulen nicht auf, aber zwingt sie zum Wandel, wenn sie ihren gesellschaftlichen Rang bewahren wollen. Ganz abgesehen davon, dass die Kinder und Jugendlichen in Zukunft noch mehr erstaunt sein werden als heute schon, dass sie in der Schule anders lernen sollen als im

Alltag. Damit sage ich nicht, dass Sport, Handarbeitsunterricht oder Musik mit iPhones stattfinden werden.

Aber es gibt nicht nur frohe Botschaften. Der Alltag heutiger Schulen ist gekennzeichnet von Heterogenität, und dies von Anfang an und in vielen Fällen unausweichlich. Dieser Befund gilt nicht nur für die mentalen wie physischen Voraussetzungen des Lernens, sondern auch für die Ergebnisse, also das was mit Unterricht erreicht oder verfehlt worden ist. Die Methoden des Unterrichts tragen nie einen Risikostempel, sie werden in bester Absicht verwendet und stossen aber auf eine harte Wirklichkeit, die den Absichten des Gelingens oft im Wege steht.

Das Problem lässt sich an einem zentralen Bereich zeigen, nämlich die Entwicklung des Lernstandes über die Schulzeit, soweit sich diese empirisch beschreiben lässt. Der Lernstand in den Schulfächern wächst nicht kontinuierlich an, wie die Lehrpläne unterstellen, er unterscheidet sich und ist nie auch nur angenähert gleich. Selbst Schweizer Mindeststandards werden nie gleich erreicht, so dass auch bei Abschlüssen oder Noten nie eine gleiche Basis gibt. Das Problem stellt sich auch unabhängig von Inklusionsprozessen und es verschärft sich, wenn das Lernen auf Bildungsstandards ausgerichtet sein soll.

Bestimmte Gruppen von Schülerinnen und Schülern auch ohne erkennbare Beeinträchtigung bleiben bereits heute zurück und erreichen die Leistungsziele nicht oder umso weniger, je länger die Schule dauert. Hier wird deutlich, dass die Kernfrage sich auf die allgemeinen Ziele richtet, die für alle gleich gelten sollen und die einen entsprechenden Unterricht nach sich ziehen. Damit verbunden ist ein Dilemma, denn ohne allgemeine und gleiche Ziele aber muss man bereits in der Grunderwartung Diskriminierungen in Kauf nehmen, die sich gleichwohl einstellen.

Neuere deutsche Studien zeigen, dass generell mit der Dauer der Schulzeit die Motivation der Schülerinnen und Schüler abnimmt. Diese Tendenz wird vor allem dort gemindert, wo es einen vollumfänglichen Ganztagsbetrieb gibt. Das spricht dafür, mit der Ganztagsbeschulung weiter fortzufahren und sie auszubauen (Nachweise in Oelkers 2011). Es steht dann mehr Zeit zur Verfügung, Handicaps gezielt ausgleichen und in die Leistungsspirale eingreifen zu können. Das gilt auch für den anderen Trend, nämlich die Öffnung der Schule nach Aussen. Die Leistungsspirale entsteht ja nur deswegen, weil die Schüler nichts anderes erfahren als Unterricht und sich so auch nicht mit anderen Leistungen bewähren können.

5. *Bildungslandschaften: Die Öffnung der Schule*

Ideen für die vernetzte Entwicklung einer kommunalen Bildungslandschaft gibt es genug, sie sind aber selten mit dem Inklusionsgebot in Verbindung gebracht worden. Ich werde verschiedene dieser Konzepte vorstellen und sie mit einigen Erfahrungswerten verbinden:

- Förderung der sportlichen und musischen Bildung mit neuen Formen der Zusammenarbeit.
- Öffnung der Schule für die Jugendarbeit.
- Konkurrenz zu den Lernstudios.
- Volkshochschule und Jugendarbeit.

- Integration vor Ort.
- Nutzung von Chancen der Selbstinstruktion.

Ein naheliegendes Beispiel sieht so aus: Was sich kommunal gut organisieren lässt, ist die curriculare Verzahnung der Schulen mit den Sportvereinen oder den Musikschulen vor Ort. Heute hängt die Sportnote weitgehend davon ab, wie viel Trainingseinheiten im Verein absolviert wurden, und die Musiknote davon, wie gut ausserhalb der Schule musiziert worden ist. Das lässt zunächst einfach als Leistung anerkennen. Lernzeit, die im Verein oder in der Musikschule erbracht wird, kann dann in der allgemeinbildenden Schule angerechnet werden. Statt überqualifiziert an einem Unterricht teilnehmen, in dem man keine Fortschritte erzielt, kann die vorhandene Lernzeit anders gewinnbringender eingesetzt werden.

Aber auch eine weitergehende Kooperation ist möglich. Um von meinem Arbeitsbereich zu sprechen: Der Musikunterricht in den Zürcher Volksschulen ist klar unterdotiert. Ein anspruchsvolles Bildungsziel, dass eigentlich kein Kind die Schule verlassen dürfte, ohne ein Instrument spielen zu können, lässt sich nur in Kooperation mit den örtlichen Musikschulen realisieren, die ohnehin die musikalische Bildung weitgehend tragen. Was also läge näher, als sie am Curriculum der Schule zu beteiligen? Es gibt für die Form der Zusammenarbeit erste Beispiele in Zürcher Gemeinden, in denen Lernleistungen in dem einen Bereich in dem anderen verrechnet werden. Nur so kommt es zu mehr als zu einem unverbindlichen Miteinander.

Ein anderer Baustein für die Entwicklung von Bildungslandschaften ist die offene Jugendarbeit. Sie hat ihre Orte ausserhalb der Schule, aber nur deswegen, weil die Schule nicht Teil eines gemeinsamen Lern- und Bildungsraumes ist, sondern als didaktisch autonome Grösse verstanden wird. Das Umfeld ist für sie ein Zulieferbetrieb, der auch *nicht* wahrgenommen zu werden braucht. Aber das ist die falsche Strategie.

- An beiden Orten darf nicht gegeneinander gearbeitet werden, vielmehr geht es darum, neue Formen der Kooperation aufzubauen.
- Die Schule muss sich die Schule in den kommunalen Raum öffnen und vernetzen,
- also wahrnehmen und für sich aufgreifen, was in der Jugendarbeit geleistet wird, auch und gerade wenn der Preis Kritik ist.

Die Schule erhält viel zu oft gefilterte Rückmeldungen, also geschönte Botschaften, die nichts aussagen über das, was Jugendliche tatsächlich in der Schule erleben und wie sich selbst wahrnehmen. Meistens fehlen dafür der Ort und oft auch der Sinn. In der offenen Jugendarbeit kann es Foren geben für den Austausch über reale Schulerfahrungen, an denen sich die Schulen in geeigneter Form beteiligen. Sie lernt auf diesem Wege Umgang mit Kritik.

Vielen Jugendlichen ist der Sinn der Schule nicht mehr verständlich, sie unterlaufen geschickt die Anforderungen oder spielen das Spiel der Anstrengungsbereitschaft und werden zu erfolgreichen Minimalisten, was weder ihnen nutzt noch der Schule. Dafür hat die Schulsprache ein schönes Wort, nämlich „durchmogeln“. Diese hohe Kunst schafft Entlastung, aber am Ende keinen Gewinn. Wenn wirksam Abhilfe geschaffen werden soll muss die Schule ihnen zuhören und die Jugendlichen ernst nehmen, statt immer vergeblich auf das zu warten, was nie kommt, nämlich die „intrinsische Motivation“. Ein Ort ausserhalb

der Schule sollte da willkommen sein, was auch für gemeinsame Projekte mit der Jugendarbeit gilt.

In vielen Kommunen bestehen kommerzielle Lernstudios, die von sich sagen, sie würden nicht etwa „Nachhilfeunterricht“ erteilen, sondern „Vorhilfeunterricht“. Die Investitionen der Eltern sind erheblich. Aber wieso können nicht ältere Schüler die Förderarbeit der Lernstudios übernehmen? Die Gemeinden oder Landkreise müssten nur einen kommunalen Pool bilden, einen Service bereit stellen und gegen ein vergleichsweise geringes Entgelt die Leistungen bezahlen. Das wäre eine etwas ungewöhnliche Jugendarbeit, die früher Gang und Gebe war und eine sinnvolle Aufbesserung des Taschengeldes der Jugendliche darstellte. Warum sollen nur Lehrkräfte, die im Nebenamt für Lernstudios arbeiten, an diesem Geschäft verdienen können?

Um nicht gleich wieder schullastig zu werden: Volkshochschulen organisieren in allen deutschen Städten einen Grossteil der Erwachsenenbildung. Sie kooperieren an vielen Orten schon heute mit Theatern, Museen oder Konzerthäusern etwa im Bereich der pädagogischen Vorbereitung und didaktischen Betreuung von Aufführungen oder Ausstellungen. In Städten wie Basel organisiert die Volkshochschule sogar die Seniorenuniversitäten. Wenig verbreitet sind dagegen Kooperationen mit der Jugendarbeit, obwohl - oder weil - Jugendliche für die Volkshochschulen die schwierigste Zielgruppe darstellen. Aber genau das spricht für neue Formen der Kooperation, und zwar über die Erlebnispädagogik hinaus mit kommunalen Aufträgen und Anliegen, etwa der Gesundheit und Fitness. Jugendliche besuchen heute teure Fitnessstudios und nicht mehr die uncoolen Turnvereine. Auch hier wäre ein Feld für eine Bildungslandschaft.

Wenn man Kommunen als Bildungsräume versteht, lassen sich auch neue Konzepte der kulturellen Integration von Kindern und Jugendlichen vorstellen. Warum können zum Beispiel fremdsprachige Schülerinnen und Schüler Deutsch nicht auch temporär in Gastfamilien lernen, die dafür kommunale Unterstützung erhalten?

- Deutsche Schüler lernen heute Englisch oder Französisch in Gastfamilien im Ausland,
- für Kinder von Migranten in Deutschland liesse sich ein Familiennetzwerk organisieren,
- das die Gemeinden zusammen mit den Schulen und den Jugendämtern bereitstellen würden.
- Deutsch lernt man, indem man wie selbstverständlich die Sprache spricht und nicht einfach einen Kurs besucht.

Ein noch immer unterschätzter Bildungsbereich ist der der Selbstinstruktion. Das Bildungsdenken wird sehr schnell auf Schule und professionellen Unterricht reduziert, generell kommen nur die Institutionen der Bildung ins Spiel, während sich in den alltäglichen Bildungsräumen eine Abkehr von formalisierter Unterweisung abzeichnet.

- Selbstinstruktion verlangt Programme, Laptops und Meetingpoints,
- also Know How und Orte, virtuelle ebenso wie reale.
- „Lernen vor Ort“ gewinnt so überraschende Varianten, die „Lernen“ von „Unterricht“ unterscheiden
- und die bei künftigen Qualifizierungsprozessen eine zentrale Rolle spielen werden.

Laptops ersetzen nicht den Theaterbesuch oder das soziale Lernen, wohl aber manche überflüssige Unterrichtslektion, die es entgegen dem Anschein in der Realität tatsächlich geben soll. Wie würde die normale Schulstunde aussehen, wenn die Schüler ihr iPhone benutzen könnten? Man kann schon heute nicht mehr Zug fahren, ohne dass der Nachbar einen Spielfilm sieht und es ist schwer, auf sich aufmerksam zu machen, wenn die Ohren des Nachbarn verstöpselt sind.

Eine der interessanteren Fragen der Zukunft ist, wie man Nerds unterrichten soll. „Nerd“ ist der Internet-Fama nach eine Ableitung aus *knurd* und das heisst rückwärts gesprochen „drunk“. Mit dem Ausdruck „nerd“ sollen Personen bezeichnet werden, die in und mit den neuen Medien leben, was wir ja inzwischen in mancher Hinsicht alle tun. Bevor man schlafen geht, „checkt“ man nochmals die Mails, offenbar schläft man dann besser; wenn Politiker heute Jugendliche erreichen wollen, müssen sie „twittern“ - mit allen Chancen für die amerikanischen Spionage; und der wichtigste Kommunikationsraum ist Facebook, wo man sich in einem sehr irritierenden Sinne sozial verhalten kann.

Der Lernmodus von „Nerds“ jedenfalls hat sich verselbständigt, nicht zufällig bezieht der sich auf „digital natives“, die von der Schulerfahrung in ihrer herkömmlichen Form nur sehr selektiv profitieren und doch hochmotiviert lernen. Diese besondere Kompetenz kann und soll man in Bildungslandschaften nutzen, mit dazu passenden Problemstellungen und der Präsentation der Lösungen online, mit der schnellen Dokumentation von Ereignissen, die so öffentlich werden, oder mit dem kreativen Gebrauch der social media im Klassenzimmer.

Die gewohnte Schulstunde ist oft überflüssig und damit kann mehr Zeit für andere Aufgaben eingesetzt werden. Die Wandel der Lernmedien ist für die Schule unaufhaltsam, er ist nachhaltiger als alles andere, er betrifft die gesamte Lernzeit und hat so unmittelbare Auswirkungen auf den Lernraum. Man holt sich nicht mehr „Bildung“ zu einer bestimmten an einem dafür vorgesehenen Ort, sondern ruft die Wissensbestände und Informationen ab, die man zum Lernen gerade braucht, wobei zwischen „Lernen“ und „Freizeit“ nicht mehr unterschieden werden kann, wie das für heutige Schüler noch selbstverständlich ist.

Die Schule wird deswegen nicht untergehen, sondern ist nur gehalten, sich weiterzuentwickeln, allerdings in einem weit höheren Tempo als je zuvor in der Bildungsgeschichte.

- Die sozialen Vorteile der Schule werden nicht aufgegeben, auch die staatlichen Leistungsziele nicht,
- aber das Verhältnis von Lernen und Arbeiten wird sich nachhaltig verändern, ebenso die Zielüberprüfung und die Kommunikation der Resultate.
- Noten wird es weiter geben, weil Standards erreicht werden sollen und so Leistungsunterschiede auftreten,
- die Lernwege jedoch werden individueller, auch weil Schulen höhere Autonomie erhalten und ihre Lernangebote im Rahmen der staatlichen Vorgaben selber gestalten können.

Lernen im Kontext von Schule ist nicht einfach angewandte Lernpsychologie. Die Ziele sind vorgegeben und werden nicht frei gewählt, wie dies in der allgemeinen Definition des „selbstregulierten Lernens“ angenommen wird. Die jeweilige Lernsituation ist nicht je neu und einmalig, sondern geprägt von Vorerfahrungen und gekennzeichnet von Routinen, die Anpassungsleistungen an die Institution Schule darstellen. Die Lernenden befinden sich in der Rolle von Schülerinnen und Schülern, sie sind abhängig und müssen lernen, was der

staatliche Lehrplan vorgibt. Dieser institutionelle Rahmen wird oft vernachlässigt, wenn von „selbstreguliertem“ Lernen die Rede ist.

Bleibt die Frage, was von „Bildung“ bleibt. Heute erlebt man in der Bildungslandschaft immer wieder heftige semantische Bewegungen, wie sich etwa an der Karriere des Begriffs „Kompetenz“ zeigen liesse. Man könnte fast den Eindruck erhalten, dass Kompetenz Bildung ersetzen soll oder bereits ersetzt hat. Tatsächlich gibt es keinen Lernbereich mehr ohne die Verzierung mit „Kompetenzstufen“, die aber oft dem tatsächlichen Lernangebot gegenüber äusserlich bleiben oder einfach als Notenstufen genutzt werden. Neu ist nur die Sprache, aber nicht das Problem der schulischen Bildung.

Keine didaktische Theorie seit dem 19. Jahrhundert hat Unterrichtserfolg mit dem blossen Nachvollzug von Schulwissen gleichgesetzt; es ging immer um das Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch die Schüler, also um zunehmendes Können oder um stetig verbesserte Kompetenz.

- Der Gründer des Pädagogischen Seminars der Universität Leipzig, der Herbartianer Tuiskon Ziller (1884, S. 240),⁷ hatte dafür auch eine plausible Regel:
- Der Zögling, wie man die Schüler im 19. Jahrhundert nannte, „darf durch den Unterricht nicht geistig schwächer werden“.⁸

Wie oft das der Fall war, ist nicht untersucht, aber das Problem der Nachhaltigkeit des Unterrichts ist nicht neu, und auch Zillers Lösung, dass die Schulübel verschwinden, „wenn nur die Lehrer bessere Methoden zu gebrauchen wüssten“ (ebd., S. 243),⁹ ist bis heute angesagt. Doch genau das reicht *nicht* aus.

Wer das Problem auf neue Methoden reduziert, isoliert es und verkennt die Zukunftsaufgaben. Jede neue Methode kann mit der Gewöhnung an sie ihren Reiz verlieren und die Nachhaltigkeit ist nicht allein dadurch gegeben, dass jeder einfach formal nach eigenem Tempo lernt, ohne darauf zu achten, was gelernt wird und wie nachhaltig das ist. Neue Medien ändern dieses Problem nicht. Es ist das älteste Problem der Schule, nämlich die Frage, was sie bewirkt und welche Anschlüsse bereitstehen. Was man lernt, kann man auch vergessen, und nur was man weiterverwendet, entgeht dem Vergessen.

Bildung ist eine Gesamterfahrung über die Lebenszeit, die schulischen Berechtigungen wollen erworben sein, aber sie öffnen nur die Tür für den nächsten Abschnitt. Der Nutzen der schulischen Bildung zeigt sich erst im Nachhinein, und er hat ein hartes Kriterium, nämlich Brauchbarkeit. Nerds müssen hoch konzentriert lesen und schreiben können, sie müssen ihre Tastatur beherrschen und sehr schnell Verbindungen herstellen. Es gibt keine Untersuchung, die zeigen würde, wie dankbar sie dafür ihrer Schule sind. Aber richtige Nerds sind die Ausnahme. Die Schule in Deutschland muss für sehr verschiedene Kinder mit ganz unterschiedlichem Bildungshintergrund Nachhaltigkeit schaffen und wenn neue Medien dabei helfen können, sind sie willkommen. Die Zukunft der Schule hat begonnen, könnte ich sagen, aber weil das nimmer der Fall ist, lasse ich es damit bewenden.

⁷ Tuiskon Ziller (1817-1882) war Gymnasiallehrer und habilitierte sich als Jurist. 1854 begann er mit Vorlesungen in Pädagogik, 1861 erfolgte die Gründung des Pädagogischen Seminars, das ein Jahr später mit einer Übungsschule verbunden wurde. Zillers *Einleitung in die Allgemeine Pädagogik* von 1856 ist die Begründungsschrift des Pädagogischen Herbartianismus.

⁸ Sperrung im Zitat entfällt.

⁹ Sperrung im Zitat entfällt.

Literatur

- Bernfeld, S.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften Band 1. Hrsg. v. L.v.Werder/R. Wolff. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag 1974.
- Bosche, A./Geiss, M.: Das Sprachlabor - Steuerung und Sabotage eines Unterrichtsmittels im Kanton Zürich, 1963-1976. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 16 (2011), 119-139.
- Bosse, H.: Bildungsrevolution 1770-1830. Hrsg. v. N. Ghanbari: Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Eine Streitschrift. 7. Auflage. Berlin: List-Verlag 2006.
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2006): Demografisches Porträt der Schweiz. Ausgabe 2006. Neuchâtel: BFS.
- Dornes, M.: Die Modernisierung der Seele. Kind - Familie - Gesellschaft. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2012.
- Hüther, G./Hauser, U.: Jedes Kind ist hochbegabt. Die angeborenen Talente unserer Kinder und was wir daraus machen. München: Albrecht Knaus Verlag 2012.
- Lukas, J.: Der Schulzwang, ein Stück modernen Tyrannei. Landshut: Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung 1865.
- Oelkers, J.: Schulreform und Schulkritik. 2. vollst. überarb. Aufl. Würzburg: Ergon Verlag 2000. (= Schule und Gesellschaft, hrsg. v. W. Böhm u.a., Band 1)
- Oelkers, J.: Expertise zum Thema: „Ganztagsschule“ in der Ausbildung der Professionen. Zuhanden der deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Zürich: Institut für Erziehungswissenschaft 2011.
- Pleux, D. : De l'enfant roi à l'enfant tyran. Paris: Odile Jacob 2002.
- Precht, R. D.: Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. München: Goldmann Verlag 2013.
- Rohlf, C.: Bildungseinstellungen: Schule und formale Bildung aus der Perspektive von Schülerinnen und Schülern, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010.
- Spitzer, M.: Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. München: Droemer Verlag 2012.
- Spycher, St./Bauer, T./Baumann, B.: Die Schweiz und ihre Kinder. Private Kosten und staatliche Unterstützungsleistungen. Zürich: Rügger 1995.
- Winterhoff, M.: Warum unsere Kinder Tyrannen werden oder: Die Abschaffung der Kindheit. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008.
- Winterhoff, M.: SOS Kinderseele. Was die emotionale und soziale Entwicklung unserer Kinder gefährdet und was wir dagegen tun können. In Zusammenarbeit mit C. Tergast. München: C.Bertelsmann Verlag 2013.
- Ziller, T.: Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. 2. verb. Aufl. Hrsg. v. Th. Vogt. Leipzig: Verlag von Veit&Comp. 1884.

